

# Einleitung

## I.

Die Frage, welchen Beitrag HistorikerInnen dazu leisten können, die Welt nicht nur zu interpretieren, sondern sie zu verändern bzw. ob sie das überhaupt können und sollten, wird heute kaum noch gestellt. Nicht etwa, weil es am Zustand der Welt nichts auszusetzen gäbe, sondern weil sich die Geschichtswissenschaft eine gerechtere Welt nicht ernsthaft zur Aufgabe gemacht hat.

Ganz im Gegenteil: Die Verbindung von Geschichtswissenschaft und Politik wirkt auf viele WissenschaftlerInnen zunächst suspekt. Nicht ohne Grund verweisen sie kritisch auf die langen Traditionen missbräuchlicher Indienstnahmen ewiger historischer „Wahrheiten“, auf die Proklamation gesetzmäßiger Zwangsläufigkeiten und evolutorischen Eigensinns.

Zweifellos ist dies eine fast banale Erkenntnis, tendiert Geschichte als institutionalisierte Wissenschaft doch immer wieder dazu, die jeweils aktuelle Gesellschaftsordnung zu legitimieren und zu reproduzieren. Dennoch lassen sich in der Geschichte auch zahlreiche Anläufe zu einer Geschichtswissenschaft finden, mit deren Hilfe die jeweilige Gesellschaftsordnung demokratisch und sozial überwunden werden sollte. Diesen Reichtum in den Traditionslinien Kritischer Geschichte gilt es sich anzueignen. So stand für die bürgerliche Aufklärung ebenso wenig außer Frage, dass die Auseinandersetzung mit Geschichte politisch ist und in den Dienst der menschlichen Emanzipation zu stellen ist, wie für die sozialistische Bewegung oder die Sozialgeschichte der 70er Jahre.

Und letztlich ist Geschichtswissenschaft immer Teil der politischen Willensbildung – ob nun direkt oder indirekt – und sie sollte sich dessen bewusst sein.

Angesichts des gegenwärtig beschleunigten gesellschaftlichen Umbaus, der die Beseitigung demokratischer und sozialer Errungenschaften zur Konsequenz hat, stellt sich die Frage nach der gesellschaftlichen Rolle der Geschichtswissenschaft neu. Wie kann eine Geschichtswissenschaft aussehen, die nach demokratischen Alternativen zu den kapitalistischen Produktions- und Lebensweisen fragt? Was sind ihre Themen? Welche Theorien und Methoden kann sie sich zu Nutze machen? Wie kann geschichtspolitische Praxis mit diesen Zielen gestaltet werden?

So stellte sich für uns die Ausgangslage dar, als sich 2002 der Arbeitskreis „Kritische Geschichte“ gründete. Wir wollten wissen, was kritische Geschichtswissenschaft zu Beginn des 21. Jahrhunderts konkret bedeuten kann, auf welche Traditionen und Vorläufer sie zurückgreifen kann und in welcher Gestalt diese Geschichtsschreibung im historisch-wissenschaftlichen Feld agiert. Dabei wird und wurde zu keiner Zeit der Anspruch vertreten, auf die oben genannten Fragen abschließende oder völlig neue Antworten zu finden. Vielmehr ging es darum, zunächst die verstreuten Personen und Projekte ausfindig zu machen und ein gemeinsames Arbeits- und Diskussionsforum zu entwickeln.

Motiviert durch das Interesse an der Bestimmung des kritischen Potenzials historischer Wissenschaft und von der Suche nach kritisch Forschenden und ihren Projekten, fand im Oktober 2003 am historischen Seminar der Universität München eine bundesweite Tagung zu Positionen und Perspektiven kritischer Geschichtswissenschaft statt, bei der nicht nur akademisch institutionalisierte HistorikerInnen zu Wort kamen, sondern auch Menschen, die in ganz unterschiedlichen Bereichen Vergangenheit erforschen, Geschichte schreiben oder historisches Wissen vermitteln.

Dem Werkstattcharakter der Tagung entsprechend zeigten die 15 Einzelveranstaltungen ein sehr breites Spektrum kritischer Wissenschaft, wengleich es natürlich nicht möglich war, alle Themen anzusprechen. Beispielsweise konnten das Verhältnis von politischer Ökonomie und Geschichtswissenschaft oder viele Trends der Historiografie, wie Stalinismusforschung oder Globalgeschichte im Rahmen der Tagung nicht behandelt werden.

Ganz bewusst werden sehr unterschiedliche Zugänge zum gesellschaftskritischen Umgang mit Geschichte dokumentiert. Die Beiträge selbst sind zum Teil als Experimente anzusehen und verstehen sich als Anstöße zur weiteren Debatte, wollen anregen, fordern aber auch zur Kritik heraus. Einen Versuch, die Debatte(n) nach „Making History“ fortzuführen, unternahm zwischenzeitlich die Bremer Nachfolgetagung „Vorwärts – und viel vergessen“ zur Geschichte sozialer Bewegungen im Herbst 2004.<sup>1</sup>

Eine kontinuierliche Fortsetzung und Erweiterung der begonnen Diskussionen ermöglicht zudem seit kurzem die Internetseite [www.kritische-geschichte.de](http://www.kritische-geschichte.de), zu deren Nutzung und Mitgestaltung alle

<sup>1</sup> Bernd Hüttner/ Gottfried Oy/ Norbert Schepers (Hg.) (2005): Vorwärts und viel vergessen - Beiträge zur Geschichte und Geschichtsschreibung neuer sozialer Bewegungen, Neu-Ulm.

Interessierten herzlich einladen sind.

## II.

Die ersten drei Artikel dieses Sammelbandes widmen sich theoretischen Positionen. Musste man sich bis in die 1960er Jahre mit den Ansprüchen einer so genannten „objektiven“ Wissenschaft auseinandersetzen, ist man heute nicht selten mit dem subjektivistischen Gegenteil konfrontiert. *Christoph Jünke* erinnert in diesem Zusammenhang an das theoretische Werk eines „vergessenen Geschichtsanalytikers der deutschen Linken“: Leo Kofler. Dieser steht in einer Tradition politischer Intellektueller von Ernst Bloch über Max Horkheimer bis Herbert Marcuse, die im Rückgriff auf die Hegelsche Subjekt-Objekt-Theorie marxistisches Denken zu erneuern suchten. Gegenüber mechanistisch-deterministischen Verkürzungen der marx'schen Theorie war es das Anliegen dieser Denker, den „subjektiven Faktor“, die Rolle des Bewusstseins im gesellschaftlichen Sein, zurückzuerobern. Die Theorie Koflers kann so zum Ausgangspunkt werden, das Verhältnis von Subjekt und Objekt wieder neu zu denken und die Aporien – etwa des Poststrukturalismus – zu überwinden. Jünke stellt u.a. Koflers Verständnis von Theorie und Praxis sowie sein Fortschrittsdenken vor und erläutert dessen Konzept der „progressiven Elite“, mit der Kofler einen Schlüssel zur Interpretation der Nachkriegslinken in der Hand halte.

Ausgehend davon, dass Wissenschaft innerlich niemals unpolitisch, sondern stets ein gesellschaftliches Verhältnis sei, bearbeitet *Wolfgang Fritz Haug* das komplexe Thema Objektivität und Parteilichkeit. Er rekonstruiert das Parteilichkeitsverständnis von Marx: Parteilichkeit ist für diesen nicht moralisch begründet, sondern ergibt sich aus den Widersprüchen der Sache selbst. Die Kritik von Marx sei auch in der den Kapitalismus transzendierenden Perspektive „immanente Kritik“. Haug erinnert u.a. an Adorno, der das Moment der Wertfreiheit in der Gestalt der undogmatischen Vernunft sah, „pointiert in der Konfrontation dessen, als was eine Gesellschaft auftritt und was sie ist Die antagonistische Überschreitung des Kapitalismus sei diesem zumindest im Ansatz immanent. Im Weiteren wendet sich Haug Max Weber zu, den er gegen den Vorwurf, ein Apologet der Wertfreiheit von Wissenschaft zu sein, verteidigt. Mit Gramsci, Benjamin und Brecht kommt er auf die Dialektik des Subjektiven und die menschenmögliche Objektivität zurück. Die Abgrenzung zu subjektivistischen Positionen kann für Haug nicht gelingen, indem ein objektivistischer Ausweg gesucht wird. Für eine kritische Geschichtsschreibung scheide eine objektive Selbstpositionierung aus, da sich Objektivität nicht von Subjektivität und Parteilichkeit lösen lasse. Erforderlich sei dagegen ein dialektisches Denken, in dem die eigenen Parteilichkeit und die Beschränktheit der eigenen Wahrnehmung berücksichtigt werden.

Einen Beitrag zur Theorie der Vermittlung liefern *Olaf Bergs* Überlegungen zu Film als Medium historischer Forschung. Berg untersucht die geschichtswissenschaftliche Relevanz des Mediums Film nicht nur als Quelle, sondern auch als „Werkzeug“ für die geschichtswissenschaftliche Arbeit. Berg greift u.a. das Konzept des Bewegungs- und Zeitbildes von Gilles Deleuze auf und versucht, dieses mit der Dialektik Walter Benjamins zusammenzudenken. Im Ergebnis entwirft Berg ein Modell „dialektischer Zeitbilder“. Film ermögliche in diesen eine Form der geschichtlichen Beziehung, die eine andere Ordnung historischer Fakten erlaubt, als die gewohnten narrativen Modelle der Geschichtsschreibung. Mit Benjamin sieht er die Aufgabe einer kritischen Geschichtswissenschaft darin, immer wieder zu versuchen, den historischen Gegenstand aus dem Kontinuum der Vergangenheit herauszusprennen und als stillgestelltes dialektisches Bild erkennbar zu machen. „In dieser Anordnung kann es gelingen, die vergangenen Fakten in eine Konstellation zur Jetztzeit der Gegenwart zu bringen, die das noch nicht Erfüllte in der Geschichte aufblitzen lässt.“ Im Film könne sich ein Feld der historischen Forschung eröffnen, ohne den wissenschaftlichen Anspruch historiografischer Arbeit preiszugeben.

Mit dem Beitrag von *Richard Heigl* und *Anja Ebersbach* beginnt eine Reihe von Beiträgen, die sich mit dem Zusammenhang von Geschichtswissenschaft und sozialen Bewegungen beschäftigen. Heigl und Ebersbach erinnern mit dem Beispiel Karl von Rottecks an den „politischen“ Beginn der Disziplin in der Spätaufklärung und skizzieren im Weiteren die Entwicklung über die sozialistisch-demokratische Geschichtsschreibung bis zur Gegenwart. Ausführlicher wird das geschichtspolitische Wirken Wolfgang Abendroths vorgestellt, um am Ende Thesen für das Verhältnis zwischen einer kritischen Geschichtswissenschaft und sozialen Bewegungen abzuleiten. Heigl und Ebersbach plädieren u.a. dafür, die Beziehung zwischen Wissenschaft und sozialer Bewegung als dynamisches und wechselseitiges Lehr-Lernverhältnis zu fassen. Eine kritische Geschichte müsse klären, wann und warum Solidarität (nicht) zustande kam. Weiter fordern sie, nicht mehr hinter die kritische Gesellschaftstheorie und Ideologiekritik zurückzufallen, diese jedoch auch nicht als Dogma aufzufassen.

„Täglich grüßt das Murmeltier“. In seinem Beitrag zur Geschichtslosigkeit der radikalen undogmatischen Linken kritisiert *Bernd Hüttner* deren Geschichtsschreibung als verengt und methodisch veraltet. Ohne Erweiterung durch Alltagsgeschichte und Oral History stehe sie heute dort, wo die Geschichtsschreibung über die ArbeiterInnenbewegung vor 30 Jahren stand. Hüttner benennt zahlreiche Ursachen der

„Geschichtslosigkeit“ und versucht, Wege aus der Misere zu weisen. Dabei erscheinen ihm drei miteinander verschränkte Begriffe für weitere Überlegungen und Arbeiten nützlich: Mentalitäten, Generationen, Milieus. Als Zielgruppe einer erweiterten Geschichtsschreibung betrachtet Hüttner nicht die Regale geschichts- und sozialwissenschaftlicher Bibliotheken, sondern die in den politischen Bewegungen derzeit und zukünftig Aktiven.

Eine Positionsbestimmung der Sozialgeschichte nimmt *Marcel van der Linden* in seinem Beitrag vor. Er wendet sich gegen die aktuellen Unsicherheiten, Zweifel und Selbstblockaden von SozialhistorikerInnen. Vor dem Hintergrund der mit dem Erfolg der Sozialgeschichte einhergehenden Diversifizierung methodischer, theoretischer und thematischer Ansätze, die jeweils spezifische blinde Flecken der Forschung zur Folge haben, plädiert er für eine neue Konzeption von Erzählung und Narrativität, die sowohl die Ebene der Analyse als auch die der Synthese berücksichtigt. Van der Linden verspricht sich davon, verschiedene formalisierte Methoden der Sozialwissenschaften anwenden zu können und dennoch Raum zu lassen für komplexe Verknüpfungen von Ideen, Emotionen, Machtverhältnissen und anderen geschichtsmächtigen Einflüssen.

Der Beitrag von *Peter Birke* führt die Diskussion eines Workshops der Tagung weiter. In diesem wurde u.a. von Birke die These vertreten, es sei möglich, in dem eigenen, lokalen Sinn der Ereignisse der Jahre nach 1968 Elemente zu entdecken, die auf „globalem“ Niveau regelmäßig wiederkehren und schließlich „Globalität“ selbst – auch im Bewusstsein der Handelnden – historisch konstruieren. Birke beschreibt das Verhältnis zwischen „Autonomie“ und „Struktur“ am Beispiel von wilden Streiks in Dänemark und der Taylorisierung der Produktionsverfahren. In den Auseinandersetzungen um Disziplinierung der Arbeits- und Lebenswelt habe sich hier eine Art „bizarre Autonomie“ entwickelt, die zumindest kurzfristig als Gegenpol gegen den Terror der Ökonomie Bestand hatte. „Autonomie“ versteht Birke als Ort, der auf eine flüchtige historische Konstellation bezogen ist und als solcher nicht als „absolut“ oder unabhängig von gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen gedacht werden kann. Diese „Autonomie“ müsse immer wieder erkämpft werden, könne aber auch verloren gehen oder sich bis zur Unkenntlichkeit transformieren. Autonomie bleibe in den verschiedenen Formen ihrer „Versteinerungen“ als Spur in den sozialen Kämpfen erhalten, die heute ausgetragen werden. Die Aufgabe einer „kritischen Geschichte“ sieht Birke u.a. darin, an einer Auseinandersetzung um diese Spuren teilzunehmen.

Die letzten beiden Beiträge befassen sich im weitesten Sinn mit Militär und Gesellschaft. *Anton Tantner* gibt einen ungewöhnlichen Einblick in die Frühe Neuzeit und die Entstehungsphase des modernen bürgerlichen Staates. Tantner experimentiert in seiner Darstellung mit „Entfremdung“ und „Entfamiliarisierung“, um mit Brecht einem Vorgang das Selbstverständliche, Bekannte, Einleuchtende zu nehmen und über ihn Staunen und Neugierde zu erzeugen. „Wer einen Gegenstand so darstellt, als hätte er ihn zum ersten Mal gesehen, wer die Automatisierung der Wahrnehmungsmuster zu durchbrechen versucht und beispielsweise historische Ordnungssysteme als kontingent, gar als absurd und lächerlich darstellt, zeigt damit auf, dass diese veränderbar sind, dass es Alternativen dazu gab und gibt“, so Tantner. Dies gelingt ihm anhand der Darstellung der Rolle des österreichischen Militärs und der in den böhmischen und österreichischen Ländern der Habsburgermonarchie durchgeführten Seelenkonskription und Hausnummerierung. Das Militär sorge sich um das Wohlergehen der Untertanen, weil dieses als Voraussetzung militärischer Leistungsfähigkeit betrachtet wird. Tantner spricht hier vom „militärischen Wohlfahrtsstaat“ als einer „schwarzen Utopie“, denn letztlich endet die Erfassung von persönlichen Daten bei einer in den österreichischen und böhmischen Erbländern der Habsburgermonarchie durchgeführten Volkszählung in der Disziplinargesellschaft.

Eine Möglichkeit (geschichts-)politischer Intervention dokumentieren *Ralph Klein, Regina Mentner und Stephan Stracke* von der außeruniversitären Forschungsgemeinschaft „Institut für kritische Zeitgeschichte“ mit ihrem Beitrag. Die skandalöse Traditionspflege der Gebirgsjägerdivisionen der Bundeswehr und deren alljährliche Treffen in trauter Gemeinschaft mit den Veteranen der an NS-Kriegsverbrechen beteiligten Einheiten hat in den letzten Jahren einiges an Aufsehen erregt. Die AutorInnen wollen zeigen, wie wissenschaftliche Arbeit mit einem politischen Anliegen verbunden werden und durch eine öffentlichkeitswirksame Präsentation politisch wirkmächtig werden kann. Ihr Ziel ist und bleibt nicht nur Intervention und Aufklärung, sondern auch die Anklage und Verurteilung von ehemaligen Kriegsverbrechern.

### III.

Weder konnte noch sollte die Tagung verbindlich klären, was kritische Geschichte heute bedeuten kann. Nachfolgend versuchen die HerausgeberInnen dennoch, thesenartig einige wenige Positionen zu benennen (die nicht immer deckungsgleich mit denen der AutorInnen der Beiträge sind und sein müssen).

Gesellschaftskritik, auf die eine kritische Geschichtswissenschaft aufbaut, ist nicht beliebig, sondern sie weist über das Bestehende in eine bestimmte Richtung hinaus. Diese „Invariante der Richtung“ (Bloch) bedeutet, Ausbeutung, Unterdrückung, Entfremdung, Diskriminierung und ökologische Zerstörung nicht als bedauerliches oder gar zwangsläufiges Schicksal zu verstehen, sondern nach Wegen zu suchen, die gegenwärtigen Verhältnisse demokratisch und sozial zu überwinden.

Ohne diesen bewusst Stellung beziehenden Blick auf Geschichte, ohne eine konkrete Fragestellung, lässt sich die unendliche Vielfalt und Wandlung gesellschaftlicher Beziehungen zwischen den Individuen nicht verstehen und kritisch analysieren. Kritische WissenschaftlerInnen sollten sich ihrer Einbettung in die Gesellschaft bewusst sein bzw. immer wieder werden. Ein „objektiver“, von außen kommender Blick auf die Realität ist ihnen nicht möglich. Dabei ist es notwendig, die eigene Positionierung zu reflektieren und immer wieder zur Diskussion zu stellen. Weder genügt eine bloße Fotografie aller historischen Einzelheiten, noch ist es verzichtbar, vom Abstrakten wieder zum Konkreten zu kommen.

Kritischen HistorikerInnen zeigen in ihrer Arbeit die Veränderlichkeit der Verhältnisse auf. Claudia Bernhard betonte im Schlussplenum der Tagung, ein Vorzug der historischen Wissenschaften liege darin, die Konkretisierbarkeit einer Utopie beweisen zu können. Geht man ins Konkrete, so findet man in der Geschichte keineswegs ausschließlich die stete Reproduktion bestehender Herrschaftsverhältnisse, sondern auch immer wieder Ansätze zu deren emanzipatorischer Überwindung. Kritische HistorikerInnen machen es sich daher auch zur Aufgabe, immer wieder aufzuzeigen, dass und auf welche Weise Menschen ihre Geschichte unter den vorgefundenen Umständen selbst machen. Mittels kritischer Geschichtsschreibung lassen sich nicht nur die konkreten historischen und sozialen Umstände bestimmen, in denen Alternativen „verschwanden“, sondern auch alternative Handlungsoptionen bzw. noch nicht verwirklichte Möglichkeiten verdeutlichen.

Neben jenen noch nicht verwirklichten Möglichkeiten muss kritische Geschichte auch die stete Möglichkeit erneuter Katastrophen reflektieren. Der Fortschritt der Weltgeschichte ist mit Barbarei gekoppelt. Der Begriff des Fortschritts, so Benjamins bekannte Wendung, sei in der Idee der Katastrophe zu fundieren. Dass es „so weiter“ geht, *sei* die Katastrophe.<sup>2</sup> Entsprechend betrachtet er als erste revolutionäre und fortschrittliche Maßnahme eine emanzipatorische Praxis, die aus scheinbaren Notwendigkeiten ausbricht. Jede Wissenschaft wird wieder und wieder zu klären haben, was sie unter Fortschritt versteht und wem dieser nutzt.

Kritische Wissenschaft impliziert zudem einen gewissen Blick „von unten“, doch kann sie nur Hilfestellung leisten. Das Verhältnis von Wissenschaft und emanzipatorischen Bewegungen kann nur ein wechselseitiges Lehr-Lernverhältnis sein. Wenn Gramsci davon spricht, dass jeder Mensch ein Intellektueller sei, aber nicht jeder die gesellschaftliche Funktion eines Intellektuellen habe, dann lässt sich dieser Gedanke auf HistorikerInnen sinngemäß übertragen. HistorikerInnen sind Teil eines Prozesses, in dem es darum geht, ideologische Schleier zu lüften. Dies ist nach den Vorstellungen Gramscis idealerweise ein Wechselspiel, in welchem die Kritik des „Alltagsverstandes“ und die Kritik der Philosophie der Intellektuellen dialektisch zusammenfallen.

Ein erster Schritt ist oft der Perspektivenwechsel. So müssen sich die Geschichtswissenschaften u.a. der Beschränktheit des nationalen und vor allem des europäischen Blickwinkels bewusst sein. Zur Überwindung eurozentristischer und nationaler Einengungen ist eine konsequent komparative und globale Perspektive nötig.

Eine kritische Geschichtswissenschaft bedarf entsprechender gesellschafts- und wissenschaftstheoretischer Ansätze. Die gegenwärtig dominanten Theoriegebäude, seien sie nun sozial- oder kulturgeschichtlich, traditionell oder postmodern, haben bei allen Verdiensten nicht das Ziel und das Potential, das Betriebssystem, die „Ökonomie“ dieser Gesellschaft ernsthaft zu verändern. Es gibt nicht *die* „richtige“ Methode, kritische Geschichte zu betreiben, da es sich primär nicht um eine Frage der Methode handelt, sondern um eine des Standpunktes und der Perspektive. Ebenso wenig gibt es *die eine* Kritische Geschichte, wohl aber existieren Linien, die in unterschiedlichen historischen Zusammenhängen entstanden sind und immer wieder aktualisiert werden. Eine davon ist die Linie dialektisch-kritischer Theorie, die bei genauem Hinsehen kaum etwas mit der scholastischen Herrschaftslegitimation der Staatssozialismen zu tun hat. Auch der dialektische Ansatz der kritischen Theorie wäre im Sinne einer kritischen Wissenschaft der Gegenwart neu zu formulieren und weiter zu

<sup>2</sup> Benjamin, Walter (1982): Das Passagen-Werk, in: Gesammelte Schriften, Band V.1, Frankfurt a. M., 592.

denken. Nicht als statisches Dogma, sondern als Fortsetzung eines Projekts.

Weiter ist ein kritischer Umgang mit Geschichte kein Privileg der Historiographie. Sie entfaltet ihre Möglichkeiten erst im Zusammenspiel mit anderen Disziplinen. Eine interdisziplinäre Vernetzung kritischer Wissenschaften ist Voraussetzung für die Verbindung von kritischer Wissenschaft, politischer Bildung und politischer Praxis.

Ob das Ziel kritischer HistorikerInnen nun sei, die Lokomotive des Fortschritts zu befeuern oder die Notbremse zu ziehen, bleibt weiterhin zu diskutieren.

Wir sind all denjenigen zu Dank verpflichtet, ohne deren ideelle und finanzielle Unterstützung Tagung und Tagungsband nicht realisierbar gewesen wären. Der Dank geht zuerst an die gedulden AutorInnen. Weiter danken wir der Rosa-Luxemburg-Stiftung, dem AStA der Universität München und dem Kurt-Eisner-Verein für tatkräftige Unterstützung. Dank geht auch an das Archiv der soziale Bewegungen Bremen und dem Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, der Fachschaft Geschichte der Universität München, der Stiftung Sozialgeschichte, der Basisgruppe Geschichte der Universität Göttingen, der Bundesfachschafentagung Geschichte, der Fachschaftsinitiative Geschichte und dem AStA der FU Berlin sowie der Fachschaft Geschichte und dem RefRat der HU Berlin.

Die HerausgeberInnen